Er getraue in einesjeden seiner Unterthanen Schoß seinen Kopff zulegen und darin sicherlich zuschlaffen" ¹⁾).

Aus dem Mißverständnis der ersten Fassung läßt sich vielleicht etwas lernen. Wenn Kerner sagt *daß ich mein Haupt kann kühnlich legen jedem Unterthan in Schoß* und Grimmelshausen als offenbaren und gleich darauf korrigierten Irrtum schreibt *daß er sich ihrer rühmen dörfte, Er wäre so kühn*, ist es dann nicht wahrscheinlich, daß Grimmelshausens Fehler auf die nachlässige Lektüre einer Vorlage zurückzuführen ist, wo das Wort *kühn* oder eventuell *kühnlich* in einer Anwendung stände, wie Kerner es mit Recht gebraucht?

In den bisher bekannt gewordenen Redaktionen aber finden sich lauter andre Wendungen: *so kann ich sicher schlafen* (Luther); *at unum hoc praedicare me posse existimo, securus in medio aestu in campo, et solus in gremio cuiuslibet meorum civium dormire possum* (Melanchthon); *sed hoc unum scio, me posse secure dormire in gremio cuiuslibet subditi mei* (Manlius); *tuto et cum omni securitate in cuiusvis ex suis, qui obviam factus esset, sinum deponere caput & somnum capere posset* (Camerarius); *vertrawen wolte, ein nacht mit meinem haupt in seinem hauße, ja in seinen schoß zu ruhen* (Kirchhoff); *so möchte ich ihn lassen nider sitzen, mein Haupt in seinen Schoß legen und sicher einschlaffen* (*Exilium Melancholiae*); *Das sey sein bestes Kleinod, daß er keinen Vnderthanen habe, in dessen Schoß er nicht sicher, und allein im wildesten Gewölde schlaffen wolle* (Zincgreff); *eine Nacht mit meinem Haupte in seinem Hause, ja in seinem Schoße zu ruhen* (Praetorius).

Es ist denkbar, daß die eigentümliche Übereinstimmung zwischen *kühn* bei Grimmelshausen und *kühnlich* bei Kerner auf einem Zufall beruht, es wäre aber ebensogut möglich, daß die bis jetzt unbekannte Vorlage für Grimmelshausen zugleichzeit die genauere Quelle für den *Reichsten Fürsten* wäre. Darauf könnte auch folgende Stelle hinweisen, die sich in dem reichhaltigen Artikel *Eberhard I. von Württemberg und Teck* in der *Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste* von Ersch und Gruber, Band XXIX (Leipzig 1837), Zweite Abt., p. 138 findet: „Er hatte daher Veranlassung vor verschiedenen Fürsten die auch schon zu einer andern Zeit geäußerte Behauptung zu wiederholen: *Ich kann und darf in dem Schooße eines jeglichen meiner Unterthanen mitten im Felde, gar allein kühnlich und sicher schlafen.*“

Amsterdam.

J. H. SCHOLTE.

ZU GEIBELS JUGENDLYRIK.

Die hundertste Wiederkehr von Geibels Geburtstag am 18. Oktober des verflossenen Jahres erneuerte das Andenken dieses schönen, liebenswürdigen Talentes, das in der Zeit von 1840 bis etwa 1880 der Lieblingsdichter der „bessern Stände“ Deutschlands gewesen, bei der jüngeren Generation aber

¹⁾ Vgl. Kögel, *Der Abenteuerliche Simplicissimus*, Halle, 1880, p. 438. Die irreführenden Bezeichnungen *B* und *A*, die noch von Hollands *Versuch einer Ausgabe nach den vier ältesten Drucken*, Tübingen 1851, herrühren, behalte ich vorläufig bei. Die argumentative Kraft auch dieser Stelle liegt auf der Hand: der Druck *B* muß Originalfassung sein, es ist undenkbar, daß *Er wäre so kühn* nachträglich hineinkorrigiert wäre.

mehr oder weniger in Mißkredit oder Vergessenheit geraten war. In ruhigeren Zeiten wäre dieser Tag wohl nicht ohne festliche Veranstaltungen litterarischer und akademischer Kreise verlaufen; so aber beschränkte sich die Teilnahme auf zahlreiche schriftliche Nachrufe und auf eine Feier in Geibels Vaterstadt Lübeck, die ihren berühmten Sohn und Ehrenbürger schon früher durch ein Standbild geehrt hat. Wie zu erwarten war, trat bei diesen Kundgebungen das patriotische und politische Element auf Kosten des poetischen in den Vordergrund. Nicht als Sänger der Schönheit und der Liebe wurde Geibel gefeiert, sondern als „Herold des Reiches“, der in dem Gedichte *Deutschlands Beruf* (*Spätherbstblätter*, S. 214) das nachgerade berühmt gewordene Wort gesprochen: „Und es mag am deutschen Wesen Einmal noch die Welt genesen.“ Es wäre eine anziehende Aufgabe für den außenstehenden Forscher, den Spuren von Geibels politischem Ethos und Pathos im Geistes- und Gefühlsleben der heutigen Generation nachzugehen. Wie weit scheint dagegen des jungen Emanuel Natur- und Liebeslied hinter uns zu liegen! Es ist, als hörten wir Heines Stimme:

*Ja, mein Freund, es sind die Klänge
Aus der längst verschollnen Traumzeit*

.
*In des Tages Brand- und Schlachtlärm
Wird es kümmerlich verhallen.*

Jene Traumzeit ist die der 30er Jahre, genauer 1834–39, als der Jüngling während der Lehr- und Wanderjahre in Lübeck, Bonn, Berlin und Athen die Lieder schuf, die, 1840 unter dem Titel *Gedichte* erschienen, ihn mit einem Schlage zum Liebling des Publikums machten. Mit Rücksicht auf eine so erstaunliche und anhaltende Popularität können die *Gedichte* sich neben Heines *Buch der Lieder* und Freiligraths erste Sammlung stellen. Während aber Heines und Freiligraths Poesie durch Neuheit und pikante Originalität die Leserwelt hinriß, ist die hervorragende Eigenschaft von Geibels Jugendliryk gerade die Abwesenheit solcher Elemente. Es ist schon häufig bemerkt worden, wie beim Lesen dieser melodischen Verse fortwährend bekannte Töne und Rhythmen anklingen, bald Goethe, Heine und Uhland, bald Eichendorff, Lenau, Rückert u. A. Ich greife z. B. heraus:

<i>Lieder als Intermezzo XLII.</i>	Heine, <i>Lyr. Intermezzo 41.</i>
<i>Und sollten sie mir einst vergehn,</i>	<i>Das kann nicht sein, sprach sie zu mir,</i>
<i>So will ich mich legen zu Grabe,</i>	<i>Ich liege ja im Grabe,</i>
<i>Und will nicht eher auferstehn,</i>	<i>Und nur des Nachts komm' ich zu dir,</i>
<i>Bis ich sie wieder habe.</i>	<i>Weil ich so lieb dich habe¹⁾.</i>

Dennoch entbehrt diese Poesie nicht eines eigenen Charakters – wie hätte sie sonst auch eine so starke Wirkung ausüben können? Alle jene fremden Töne sind nämlich zu einer Harmonie verschmolzen durch die erstaunliche Sprach- und Formbegabung des Dichters, dem schon als Knaben absolut vollendete Verse mühelos gelangen. Das war kein frühreifes Virtuositentum, sondern natürlich quellende Sprachmusik, etwa dem Melodienfluß des jungen

¹⁾ Sieh ferner die zahlreichen Beilege bei Weigle, *E. Geibels Jugendliryk*, Marburg, 1910, S. 16–59.

Mozart vergleichbar. Dieses glückliche Talent Geibels, wohl ein Erbteil französischer Ahnen, gereichte ihm freilich nicht immer zum Segen: es hat über seine sämtlichen Dichtungen jene gleichmäßige Glätte und Süße ausgegossen, die nur allzuoft das Starke, Charakteristische, gewaltsam Zwingende vermissen läßt. Besonders auffallend macht sich diese nivellierende Eigenschaft von Geibels Verssprache in den, übrigens meisterhaften, Übersetzungen fühlbar. Man lese z. B. seine Verdeutschung von Barbiers wuchtigen *lambes*: sie zeugt von einer verblüffenden Gewandtheit, aber sie macht den Eindruck einer Schwächung des Originals; es ist als ob alles Kraftvolle, Markige erweicht, der atembeklemmende Sturm der französischen Rhythmen zu einem melodischen Auf- und Abwogen gemildert wäre.

Von Einflüssen fremder Dichter auf Geibels Jugendlyrik will Weigle nichts wissen: „Unseres Dichters ganze Art wurzelt in deutscher Art. Etwas innere Fühlung gewinnt er – allerdings in einer Zeit, die nicht mehr in den Kreis unsrer Betrachtung fällt – mit der französischen Lyrik.“ Dennoch hatte Pradels 1) schon 1905 zahlreiche Anklänge – auch in den Jugendgedichten Geibels – an Lamartines *Méditations* und *Harmonies* nachgewiesen, die auf eifriges Studium dieses Dichters deuten. Es ist dabei nicht immer an direkte Beeinflussung zu denken, denn, wie Pradels richtig bemerkt, zwischen Lamartine und Geibel besteht eine innere Verwandtschaft, aus der sich allerlei Berührungen erklären. Was dagegen Victor Hugo, eine von Lamartine grundverschiedene Natur, betrifft, so ist an manchen Stellen eine bewußte Nachahmung von Seiten Geibels nicht in Abrede zu stellen. Die von Pradels angeführten Beispiele sind freilich den politischen Liedern *Zeitstimmen* und *Heroldsrufe* entnommen, aber wir können solche auch in den *Gedichten* nachweisen, und zwar im 3. Buche: *Athen 1838–1840*. Geibel, der schon als Jüngling durch Erziehung, Umgang und Lektüre eine ziemliche Gewandtheit im Französischen erworben hatte, fand im Hause des Fürsten Katakazi reichlich Gelegenheit, sich mit der neueren französischen Litteratur vertraut zu machen. Victor Hugo stand damals auf der Höhe seiner Schaffenskraft und seines Ruhmes; besonders die *Orientales* (1829) bezauberten durch ihre bunte Pracht und üppige Fülle die Phantasie der Jugend. Für Griechenland, das sich erst kürzlich von der Türkenherrschaft losgerungen, hatten sie noch ein besonderes Interesse, und man kann sich denken, daß Gedichte, wie: *Canaris*, *Les Têtes du Sérail*, *Navarin* u. s. w. dort eifrig gelesen und besprochen wurden. So ist es denn kein Zufall, daß gerade in den aus Athen stammenden Gedichten Geibels der Einfluß der *Orientales* zu spüren ist. Hier findet sich zuerst bei ihm die durch Freiligrath populär gewordene französische Alexandrinerstrophe mit zwei Kurzzeilen, in den Gedichten: *Woran ich denke* und *Der Sklav*, welch letzteres offenbar durch V. Hugos Orientalschilderungen inspiriert ist, und auch in dem krassen Schlußeffekt an dessen Stil erinnert 2). Direkte Nachahmung aber liegt ohne Zweifel vor in der Einleitung zu der Elegie *Auf den Tod eines Freundes*, die bekanntlich dem Andenken des frühverstorbenen Arthur von Stenglin gewidmet ist. Diese drei Strophen

1) Pradels, *E. Geibel und die französische Lyrik*, Münster, 1905.

2) Auch an Freiligraths *Wur ich im Bann von Mekka's Thoren* und *Scipio*; aber hat Geibel diese 1838 erschienenen Gedichte in Athen schon gekannt?

klingen stellenweise fast wie eine Übersetzung der drei Eingangsstrophen der berühmten Hugoschen Elegie *Fantômes*, welche in wundervoll schwermütigen Versen den frühen Tod einer schönen jungen Kreolin beklagt. Hier kam – ein seltener Fall – das Genie Hugos dem Temperament Geibels entgegen:

*Hélas, que j'en ai vu mourir de jeunes filles!
C'est le destin. Il faut une proie au trépas.
Il faut que l'herbe tombe au tranchant des faucilles,
Il faut que dans le bal les folâtres quadrilles
Foulent des roses sous leurs pas.*

*Oui, c'est la vie. Après le jour, la nuit livide,
Après tout, le réveil, infernal ou divin.
Autour du grand banquet siège une foule avide;
Mais bien des conviés laissent leur place vide,
Et se lèvent avant la fin.*

Hält man die Geibelschen Strophen daneben, so erkennt man leicht dieselben Gedanken und Bilder: den Tanz und die Rosen, das Festmahl, die Antithesen, man hört den gleichen Rhythmus heraus, trotzdem Geibels Verse kürzer sind:

*O wie viel Kränze, eben frisch und grün,
Sah ich in Einer kurzen Nacht verblühen!
O wie viel blondgelockte Knaben,
O wie viel Bräute, deren süßer Blick
Sich kaum entzündet an der Liebe Glück,
Sah ich schon lächeln und begraben!
Es sucht der Tod die Freude, wie der Strahl
Das funkelnde Metall. In's laute Mahl,
Wo Blumen duften, Becher prangen,
Wo zur Musik der rasche Tanz erbraust,
Greift er hinein mit eisig kalter Faust
Und streift die Rosen von den Wangen.
Das ist das Schicksal! Nach dem Tag die Nacht,
Die stille Thräne nach des Festes Pracht,
Nach lustigem Gesang die Klage,
Und nach der Jugend Glück, so strahlenvoll,
Drin wie ein Himmel weit die Seele schwoll,
Die Ruh' im engen Sarkophage.*

Utrecht.

FRANTZEN.

OLD ENGLISH MYL.

Myl dust. It is interesting to find this word repeatedly used in the *Arundel Psalter* (edited by Guido Oess, *Anglistische Forschungen*, 30). Though the text is West Saxon, it contains some decidedly Anglian words (cp. Oess, p. 16). Among these the editor does not mention *myl*, which up to now has been found only in King Alfred's *Bede* (Schipper, 232, 1000; III, 10, superscription), and in *Psalterglosse G* (Lindelöf, *Bonner Beiträge*, XIII, p. 15,